

in den Einzelheiten doch vielfach übermäßige Vereinfachungen, ja, was seine Kennzeichnung des Christlichen anlangt, Verzerrungen, derentwegen eine gründliche Neubearbeitung für die 2. Auflage sehr zu wünschen gewesen wäre. Um so mehr, als seither G. Scholem über die Bienenfeld noch völlig unbekannte Herkunft dieses 'torafreien' Judentums aus dem Sabbatianismus publiziert hat, wodurch der Gedankengang Bienenfelds eine wesentliche Korrektur erfährt. (Vgl. unsre Anzeige von Scholems „grands courants de la mystique juive“ in Rbr. 12/15, S. 22!)

Wolfgang Gordan: Israel und die Araber. Versuch einer Anschauung. Köln 1954. Verlag für Politik und Wirtschaft. 155 Seiten und 44 Bilder.

Eine geistvolle, mit ausgezeichneten Photographien illustrierte und anregend geschriebene Einführung in die weitere und nähere Vorgeschichte und Geschichte des jungen Staates Israel vom Standort einer etwas fragwürdigen (auf C. G. Jung und K. Kerényi zurückgeführten) „Religionswissenschaft“ aus, die mit erstaunlicher Unkenntnis der tatsächlichen jüdischen Religion verbunden ist. (Wie „Einige Bemerkungen zu einem deutschen Israelbuch“ von M. Y. Ben-Gavriel, Jerusalem, in „Das jüdische Echo“ III, 10/11, S. 5, nachweisen.) Die — auf eigne Reisebeobachtungen in Ägypten, Transjordanien und Israel selbst gestützte — These des Buches, wonach Israel berufen ist, im „Erwachen des Orients“ eine Mittlerrolle zum Okzident zu übernehmen, harmonisiert sicherlich mit den Wünschen vieler seiner Bürger.

Léon Poliakov, Histoire de l'Antisémitisme. Du Christ aux juifs de cour. Paris 1955, Calmann-Lévy. 344 Seiten.

Dieser erste von drei Bänden einer (bisher fehlenden!) Geschichte des Antisemitismus hat sein Hauptverdienst in der gründlich aus den Quellen gearbeiteten und belegten Analyse der mittelalterlichen Entwicklung, die nur sehr allmählich (im 12. bis 15. Jhd.) aus einer andersgläubigen, aber angesehenen und in manchem privilegierten Minderheit jene diabolischen Parias gemacht hat, als welche die Juden etwa seit der Zeit des schwarzen Todes (1348) und noch bis in die barocke hinein vor den Augen der Christenheit dastehen, und Unsägliches zu leiden haben. Was gegenüber dem im ganzen sehr empfehlenswerten Werke, insbesondere seinem Bild der antiken Entwicklung, einzuwenden ist, bitten wir, unsrer ausführlichen Würdigung in Nr. 11 des FORUM, des unter E. v. Schencks Redaktion zu einem repräsentativen Diskussionsorgan ausgeweiteten Mitteilungsblatts der „Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz“ zu entnehmen.

Gerhard Jasper, Wandlungen im Judentum. Stuttgart 1954, Evang. Missionsverlag. 68 Seiten.

Knapp und instruktiv wird in diesem Büchlein „Die gegenwärtige geistige Situation des Judentums im Blickfeld der Kirche“ (wie der Untertitel sagt) dargelegt, und auf den letzten Seiten versucht, die „Judenmission“ gegen auch im evangelischen Raum immer deutlichere Kritik zu verteidigen und die Auffassung, „daß der Staat Israel eine neue Offenbarungsstufe im endgeschichtlichen Heilsgeschehen darstellt“, zu widerlegen (S. 46 ff.). Ohne uns hier damit auseinanderzusetzen, können wir doch nicht umhin, Bedenken zu äußern, wenn es bei der Berichterstattung über die ja wahrlich auch innerjüdisch nicht verkannte Problematik des Staates Israel heißt:

„Äußerlich nach Hause gekommen und am Ziel der Wünsche ihrer Zionsehn sucht, empfinden die Juden im Staate Israel, daß sie ... dennoch nicht am Ziele sind. Nicht darum, weil Jerusalem noch unerobert ist ...; auch nicht deshalb, weil der Staat Israel gar nicht alle Juden der Welt aufnehmen

kann, sondern weil man unbewußt empfindet, daß das Land nicht mehr das Land der Väter ist. Es ist es deshalb nicht mehr, wie wir vom christlichen Standpunkt aus sagen müssen, weil über ihm der Schatten des Kreuzes steht“ (S. 33).

Wer von einem „Schatten“ (!) des Kreuzes nichts in der Schrift zu finden vermag, wird — vollends in einem Lande, das noch immer vom Schatten der Gasöfen verdunkelt erscheint, — als Christ doch wohl richtiger sagen, daß gerade in der nächsten Nähe des irdischen und vergänglichen Jerusalem der rechte Israelit vollends verspürt, daß ein mehr als nur irdisches Jerusalem seine Heimat ist — und sie stets ernster suchen dürfte.

Georg Munk: Muckensturm. Ein Jahr im Leben einer kleinen Stadt. Heidelberg 1953, Lambert-Schneider-Verlag. 643 Seiten.

Anders als die Literatur über das Erleben des zweiten Weltkriegs ist die Literatur über die vorangehenden sieben Jahre, und besonders über das erste und ärgste davon: 1933, noch sehr dünn gesät. Die gründliche Kenntnis jedoch gerade der Vorgänge dieses Jahres ist unerlässlich, schon um etwa ähnlichen Anfängen künftig womöglich besser widerstehen zu können. Und es bedürfte vor allem die nachwachsende Generation vertrauenswürdiger Orientierung über das, was damals geschehen ist. War doch das äußerlich grausigere Treiben der Massenmorde bis hin zu Auschwitz nur die ziemlich zwangsläufige Konsequenz davon. Wer das einsieht, der greift daher begierig nach der Darstellung des Schicksals einer hessischen Kleinstadt 1933/34, vollends wenn die Herkunft von schicksalsmäßig berufener Seite durch den Verlag (und ein geschätztes Verfasser-Pseudonym) verbürgt ist.

Was geboten wird, ist als Kabinettstück liebevoll humoristischer Kleinmalerei mit einem Schuß treffender karikaturistischer Bosheit zu bezeichnen. Es ist die wahrhaft verdient „skandalöse Chronik“ jenes Städtchens vom Tage des Reichstagsbrands bis zu dem „der nationalen Erhebung“ ein Jahr darauf. Gewissermaßen entsteht ein hessisches Gegenstück zu Ludwig Thomas bayrischer Regionalsatire, durch die Ereignisse jenes Umbruchjahres besonders kräftig gewürzt. Aber freilich: Der gültige Humor der Darstellung und die offenbar einzigartige Harmlosigkeit der 1933er Ereignisse an der Bergstraße verniedlichen hier Deutschlands „Dritte Walpurgisnacht“ zu einer Idylle. Von hier sind offenbar nur einige Privatverbrechen, die von der Bewegung gedeckt wurden, aber noch nicht die von ihr erst provozierten öffentlichen zu berichten, wie sonst fast überall; und hier scheint keinem der Ausweg in äußere oder „innere Emigration“ versperrt gewesen zu sein, der ihn suchte. Solche „Idylle“ kann auch durch noch so ernstgemeinte zwischengestreute Weltanschauungsdialoge nicht zur Tragödie vertieft werden, und sie wird nicht einmal gegen ihren tragischen Hintergrund durchsichtig, wie es wohl zum allermindesten gemeint war — und notwendig gewesen wäre.

Wie völlig sich — zum Unterschied von den erfahrungsgesättigten Klatsch-Geschichten der figurenreichen Kleinstadthaltung — gerade diese Dialoge außerhalb von Geschichte und Wirklichkeit jener Zeit bewegen, zeigt z. B. ein auf Ostermontag (also 17. April 1933!) datiertes Gespräch zwischen dem tapferen katholischen Ortspfarrer und noch tapfereren Gesellenvereinsmitgliedern. Es ist dabei mit keiner Silbe die Rede vom Verschwinden des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ (der antifaschistischen Kampfgemeinschaft, in die jene Tapfern gehört hätten), noch von der bitteren Enttäuschung des Zentrumsvolks durch die Annahme von Hitlers Ermächtigungsgesetz auch mit den Zentrumsstimmen, von der Frage drohender baldiger Parteiauflösung und Verbände-Gleichschaltung (gerade